

I, 1971, S. 47-63

Einige wichtige, hauptsächlich ethnographische Daten zum Gebrauch indianischer Schnupfdrogen¹

S. Henry Wassén

Im Jahre 1928 arbeitete Louis Lewin (1850–1929), der grösste einer langen Reihe von Pharmakologen vom Ende des 18. bis Anfang des 20. Jahrhunderts, mit der südamerikanischen Liane *Banisteria caapi*, die nunmehr botanisch korrekt *Banisteriopsis caapi* heisst; er untersuchte ihre harmalinhaltigen Alkaloide und ihre Wirkung. Lewin, der diese Arbeit mit Paul Schuster zusammen durchführte, veröffentlichte in der Zeit von 1874 bis 1929 nicht weniger als 249 wissenschaftliche Werke, namentlich Dutzende von Monografien. Sie sind im *Historical Survey* von Bo Holmstedt erschienen, im Band *Ethnopharmacologic Search for Psychoactive Drugs* (pp. 3–32, Public Health Service Publ. No. 1645, Washington, D.C. 1967), aufgezählt. Im Jahre 1886 veröffentlichte Lewin eine Arbeit über die Kawa der Südsee, *Piper methysticum*; er schrieb über Betel und die Arecanuss und arbeitete mit Koka bzw. Kokain. Eine Reise führte ihn 1887 nach Amerika; von dort brachte er "mescal buttons" nach Hause, d.h. Blütenstände des *Peyotl*, einer Kakteenart, die zuerst nach ihm *Anhalonium Lewinii* genannt wurde, heute aber *Lophophora Williamsii* heisst.

Ich habe mir erlaubt, diese Angaben aus Holmstedts *Historical Survey* zu erwähnen, da um 1930 das Interesse an der Ethnopharmakologie in Europa im grossen ganzen darniederlag. Damals kam ich als junger Ethnograph in Göteborg dazu, in dieser Sache eine rein vermittelnde Rolle zu spielen.

In Mexico wirkte zu jener Zeit ein Wiener Arzt, Blas Pablo Reko (1876–1953). Er sammelte indianische Arzneien, unter anderem bei

den Zapoteken des westlichen Mexico. Ich hatte ein lebhaftes Interesse an diesen Arzneien, hatte selbst von meiner ersten Forschungsreise nach Kolumbien in den Jahren 1934–35 südamerikanische Pfeilgifte und andere Drogen mitgebracht und arbeitete auf diesem Gebiet mit dem emeritierten Professor C.G. Santesson vom Karolinischen Institut zusammen. Ich schrieb Reko, um neues Material zu bekommen. Meine Bitte hatte Erfolg, und Santesson konnte so als erster in Europa mit dem Studium von *ololiuqui*, d.h. Samen von *Rivea Corymbosa*, beginnen. Dieser Pflanze hat der Harvard-Botaniker Dr. R.E. Schultes 1941 eine Monographie gewidmet. Ebenso trafen von Reko Pflanzenproben des aztekischen *teonanacatl*, des "Götterfleischpilzes" bei Santesson ein. Die beiden genannten Drogen sind inzwischen eingehend untersucht worden, so durch den Amerikaner R. Gordon Wasson, den Franzosen Roger Heim und vor allem durch meinen Schweizer Freund Albert Hofmann-Guanella, Direktor der Sandoz AG in Basel, der ein stets interessierter Erforscher der psychotropen Wirkstoffe, besonders der mexikanischen Zauberdrogen, ist. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass wir in Göteborg am Ethnographischen Museum als Folge der Zusammenarbeit mit Mexico auf dem Gebiet der Drogenforschung auch dazu kamen, den Aufsatz von Jean Bassett Johnson, *The Elements of Mazatec Witchcraft*, zu publizieren. Dieser Aufsatz erschien in Nummer 9 der vom damaligen Museumschef Walter Kaudern gegründeten, herausgegebenen und finanzierten Zeitschrift *Ethnologiska Studier*. Das war im Jahre 1939, und der Verfasser, der an der Universität von Kalifornien wirkte, schilderte u.a. den Gebrauch halluzinogener Pilze bei einem Mediziner (brujo) im mazatekischen Dorf Huautla de Jiménez während einer Sitzung im Jahre 1938. Die Notizen über die wiederentdeckte Verwendung der "Götterfleischpilze" als *Psilocybe* – dem



von A. Hofmann später synthetisch hergestellten *psilocybin* und *psilocin* – waren damals noch spärlich und unvollständig.

Ich werde jetzt versuchen, einige Daten zum Vorkommen von Schnupfdrögen bei südamerikanischen Indianern in älterer und neuerer Zeit zu geben. So erlaube ich mir, zuerst einige allgemeine Züge unserer Kenntnisse von diesem Brauchtum wiederzugeben, ähnlich wie ich es – aber ausführlicher – im Teil 28 der Serie *Etnologiska Studier*, Göteborg 1965, getan habe. Im übrigen werde ich auch die neueren Forschungen streifen, so etwa Daten aus Brasilien, die ich zum Teil in meinem Manuskript zuhanden des interdisziplinären Symposions, *The Anthropological Outlook for Amerindian Medicinal Plants*, in Cambridge, Massachusetts, Mai 1968, verwendete und danach in Göteborg publiziert habe (S. Henry Wassén: *A Naturalist's Lost Ethnographic Collection from Brazil – or the Case from 1786. A Contribution to the Study of South American Indian Drugs*. Göteborgs Etnografiska Museum, Arstryck 1961: 35–52, Göteborg, 1970).

Natürlich können wir die Chronisten der Entdeckerzeit nicht als Ethnographen bezeichnen, doch müssen wir ihnen zugute halten, dass sie oft wertvolle und originelle Beobachtungen angestellt haben. Ich habe verschiedentlich auf den wichtigen Bericht hingewiesen, den wir vom Mönch Ramon Pane über die zweite Reise des Kolumbus haben. Dieser Mönch studierte die religiösen Bräuche, darunter das zeremonielle Schnupfen eines anscheinend halluzinogenen Pulvers auf der westindischen Insel Española (Haiti). Auch Kolumbus selbst beobachtete das zeremonielle Schnupfen auf dieser Insel. Er erwähnt den Namen des Pulvers nicht, doch kommt seiner Beschreibung, die wir durch den Chronisten und Bischof Las Casas und durch den Sohn Ferdinand Kolumbus kennen, grosse Bedeutung zu. Kolumbus hatte beobachtet, dass die Indianer Holzfiguren hat-

ten, *Zemi* genannt, die sie in besonderen Häusern aufstellten. Seine Beschreibung einer derartigen Zemi-Figur lautet folgendermassen:

“In diesem Haus haben sie einen schön gearbeiteten, runden Tisch, d.h. eine Holzplatte, für Pulver; dieses wird von ihnen bei der Ausführung einer bestimmten Zeremonie auf das Haupt dieser Zemi-Figuren gelegt; nachher schnupfen sie dieses Pulver mit einem gegabelten Rohr, indem sie die beiden Enden in die Nasenlöcher einführen. Keiner von uns versteht, was sie da sagen. Sie verlieren durch das Pulver ihr Bewusstsein und benehmen sich wie Betrunkene.”

In anderen Quellen finden wir die Bezeichnung *cohoba* für das Pulver. Ferdinand Kolumbus, durch den wir eine Version des verlorengegangenen Textes von Pane in einer Übersetzung kennen, schreibt *cogioba* und *cohoba*, was dasselbe sein kann und sicher auch ist. Las Casas gibt an,

“dass sie eine Art Kauderwelsch oder etwa wie deutsch verwirrt sprachen; ich weiss nicht, worüber oder mit welchen Worten,”

und führt dann aus, dass *cohoba* mit langer Mittelsilbe ausgesprochen wurde. Er erwähnt auch eine kräftige Wirkung. Die Schnupfenden verloren das Gefühl für die Lage im Raum, und es schien ihnen, als ob sie mit dem Kopf nach unten und den Füssen nach oben gingen.

Der grosse offizielle Chronist des spanischen Hofes im 16. Jahrhundert, Gonzálo Fernández de Oviedo, erwähnt auch die Verwendung von Y-förmigen Schnupfröhren. Er bildet sie ab und führt aus, dass sie von den aruaksprachigen Indianern der Grossen Antillen *tabaco* genannt werden. Er wird hier wohl den Namen mit demjenigen des Gewächses verwechselt haben, das später im Westen “Tabak” hiess und das die Spanier in Westindien noch kennenlernen sollten.

INST. FÜR VÖLKERKUNDE der Universität Wien	
Inv. Nr.:	37842
Standort:	J-Am. 922

Soviel ich weiss, sind heute verschiedene Fachleute der Meinung dass *cohoba* ein aus Samen der *Anadenanthera peregrina* var. *peregrina* bereitetes Schnupfpulver ist. In der amerikanischen Literatur wurde es früher *Piptadenia peregrina* genannt, ein Glied der grossen Familie der Leguminosen. Diese Samendroge, die noch von mehreren Indianerstämmen auf dem südamerikanischen Festland gebraucht wird und dort sogar an einigen Orten unter dem alten Namen *cohoba* bekannt ist, wird in mehreren Beschreibungen *yopo*, *niopo*, *curupa*, *parica* usw. genannt. Die Droge enthält Dimethyltryptamin, Diethyltryptamin und die serotoninähnliche Substanz Bufotenin (die zuerst in Hautdrüsen von Kröten festgestellt wurde). Man muss im übrigen festhalten, dass die Angaben über den Ursprung dieser Drogen, ihrer Zubereitung etc. bisher oft vage und widersprüchlich waren. Schultes und Holmstedt haben in ihrer Arbeit *The Vegetal Ingredients of the Myristicaceous Snuffs of the Northwest Amazon* (Rhodora, vol. 70, 781, 1968, pp. 113–160) darauf hingewiesen. Eine wichtige, ausschliesslich chemische Übersicht der schwedischen Experten Stig Agurell, Bo Holmstedt und Jan-Erik Lindgren, die in Zusammenarbeit mit Richard Evans Schultes publiziert wurde, ist unter dem Titel *Alkaloids in Certain Species of Virola and Other South American Plants of Ethnopharmacologic Interest* im Jahr 1969 in den *Acta Chemica Scandinavica* 23, pp. 903–916 herausgekommen. Schultes hat verschiedentlich darauf hingewiesen, dass *Anadenanthera* eine viel begrenztere geographische Verbreitung hat, als allgemein aus der Literatur hervorgeht. Im weiteren meint er, dass wohl noch einige unbekannte Schnupfdrogen in Südamerika zu finden sein werden.

Als ich die älteste Beschreibung von der Wirkung der *cohoba*-Droge in Westindien las, kam mir der Gedanke, ob es nicht etwas anderes als *Anadenanthera* gewesen sein könnte, freilich kein Tabakpulver, wie das von

mehreren früheren Forschern vermutet worden war. Wir haben nämlich in Ramon Panes Augenzeugenbericht, wie wir ihn zuerst auf lateinisch in der ersten Version des Hofchronisten Peter Martyr, Sevilla, 1511, aus der ersten seiner "Dekaden" kennen, Angaben über ein Bewegungsschema, das auf die Einwirkung von *cohoba* zurückgeht; es scheint typisch für die Indianer des Festlandes, die aus *Virola* sp. zubereitete Drogen benützten. Dieses Bewegungsschema besteht darin, dass der Kopf zuerst gesenkt wird (das Inhalieren verursacht nämlich eine gewaltige Absonderung von Speichel); dann erhebt sich der Berauschte, blickt zum Himmel und ruft dabei die *hākula*-Geister auf den Bergen an oder identifiziert sich mit ihnen, ein Phänomen, auf das ich zurückkommen werde.

Petrus Martyr war selbst nie in Amerika, aber er hatte kraft seines Amtes Zugang zu den Manuskripten der Entdeckerzeit, die am Hof zirkulierten, so eben auch zum Manuskript von Ramon Pane. Das folgende Zitat, das der englischen Übersetzung von Francis Augustus MacNutt, 1912, entstammt, unterstreicht das oben Gesagte: "This kohobba powder is so strong that those who take it lose consciousness; when the stupefying actions of the powder begins to wane, the arms and hands become loose and the head droops. After remaining for some time in this attitude, the cacique raises his head, as though he were awakening from sleep, and, lifting his eyes to the heavens begins to stammer some incoherent words. His chief attendants gather round him (for none of the common people are admitted to these mysteries), raising their voices in thanksgiving that he has so quickly left the zemes and returned to them. They ask him what he has seen, and the cacique declares that he was in conversation with the zemes during the whole time, and as though he were still in a prophetic delirium, he prophesies victory or



defeat, if a war is to be undertaken, or whether the crops will be abundant, or the coming disaster, or the enjoyment of health, in a word, whatever first occurs to him."

Man darf vermuten, dass die Indianer der Antillen derartiges Material vom Festland erhielten. Indessen haben Schultes und Holmstedt in den zitierten Arbeiten darauf hinweisen können, dass solche scheinbare Übereinstimmungen zwischen Pulverarten, die aus verschiedenen botanischen Ausgangsmaterialien zubereitet wurden, daher rühren, dass sich sowohl in *Anadenanthera*- wie in *Virola*-Präparaten gewisse gemeinsame chemische und in ihrer Wirkung übereinstimmende Stoffe finden. Im weiteren haben sie gezeigt, dass die botanisch lokalisierten Stoffe je nach Standort, Klima und Jahreszeit unterschiedliche Wirkungen zeitigen, ja, den Indianern zufolge, sogar je nach der Stelle, wo die Substanz dem Baum entnommen wird. In der 1969 erschienen Arbeit von Agurell et al., in *Acta Chemica Scandinavica* 23, heisst es z.B. "considerable differences in the alkaloid composition of different parts of single plants were encountered, N, N-dimethyltryptamin being the major component in the leaves and 5-methoxy - N, N-dimethyltryptamine in the bark of *Virola theiodora*". Die gleiche Forschergruppe hat auch darauf hingewiesen, dass *Virola calophylla* nur in den Blättern eine grössere Menge von Alkaloiden enthält.

Von der Muskatnuss-Familie, *Myristicaceae*, sind schon zwei Arten des Genus *Virola*, nämlich *calophylla* und *calophylloidea*, erwähnt worden. Es gibt auch andere, wie z.B. *Virola theiodora*, das von Schultes als Grundsubstanz des halluzinogenen Schnupfpulvers, u.a. bei den Waika-Indianern, nachgewiesen ist. Derselbe Forscher hat auch festgestellt, dass *Justicia pectoralis* var. *stenophylla* und *Elizabetha princeps* als Zutaten in den Schnupfdrögen verwendet wurden. *Justicia* ist wohlriechend, aromatisch; man darf vermuten, dass diese Substanz

des Wohlgeruchs wegen dabei ist – vielleicht als eine Art "Duftdroge". Die sehr feine Asche der äusseren Rindenteile des *Elizabetha princeps*-Baumes wird mit Pulver von *Virola* und *Justicia* gemischt. Schultes und Holmstedt sind sich aber nicht klar darüber, warum dies geschieht. Man kann annehmen, dass dadurch das Alkaloid ausgelöst wird, dass die Aufbewahrungsmöglichkeiten für das Pulver auf diese Weise besser sind oder es können "mechanische" Aspekte zugrunde liegen.

Während wir recht viele Angaben über den Gebrauch von *Anadenanthera peregrina* unter dem alten Namen *Piptadenia peregrina* bzw. *Mimosa Acacioides* (Doppelbenennung für *Piptadenia peregrina*) haben, das als Grundsubstanz für ein von den Indianern verwendetes Schnupfpulver dient, haben wir erst seit verhältnismässig kurzer Zeit Angaben über das *Virola*-Material, das in gleicher Weise Verwendung findet. Theodor Koch-Grünberg berichtet in Band III des Werkes *Vom Roroima zum Orinoco* (1923) über eine *hakúdufha*-Schnupfdroge. Es geht dabei um Beobachtungen, die er während einer von 1911 bis 1913 dauernden Expedition im Gebiet der Yekuana, einem zu den Makiritare gehörenden Karibenstamm am Rio Ventuari in Venezuela, anstellte. Schon 1954 wurde von R.E. Schultes vermutet, dass zwischen dem von Koch-Grünberg nicht identifizierten, aber in der Verwendungsart beschriebenen *hakúdufha* und einem *Virola*-Präparat ein direkter Zusammenhang bestehe. Diese Vermutung ist inzwischen immer mehr bestätigt worden.

Eine unmissverständliche Aussage darüber, dass ein Schnupfpulver von etwas anderem als von Samen der *Piptadenia peregrina* hergestellt werde, hatte jedoch 1939 schon Adolfo Ducke gemacht, ein Kenner der Landesflora, der später bei der Feldarbeit in Brasilien durch einen Unfall ums Leben gekommen ist. Er hatte von den Indianern des oberen Rio Negro Auskünfte

erhalten, die ihn befähigten, die Blätter von *Virola*-Arten als Grundsubstanz für diese indianischen Schnupfdrogen zu bezeichnen. Diese Beobachtung kann mit der von Agurell und Lindgren ausdrücklich gemachten Feststellungen, wonach *Virola calophylla* nur in den Blättern eine grössere Menge von Alkaloiden enthält, in Übereinstimmung gebracht werden.

Die Schnupfdrogenart, die man so von *Virola* spezie erhält, können wir mit dem Wort der Yanoamagruppe (Waika-Indianer), *epéna*, bezeichnen. Nach Schultes Feldstudien am Rio Apaporis in Südost-Kolumbien (1951/52) und nach seinen und Bo Holmstedts neuen direkten Feldbeobachtungen² weiss man nun mit Sicherheit, dass Gewinnung und Zubereitung der Droge — abgesehen von der unterschiedlichen Benennung des Produkts durch die Indianer und abgesehen von verschiedenen Details — im grossen und ganzen über ein weites Gebiet hin dieselben sind.

Man geht frühmorgens hinaus und schneidet lange Rindenstücke aus dem Baum heraus. Aus der Rinde sickert fast unmittelbar danach eine rote, klebrige Flüssigkeit, die sich als der aktive Drogenproduzent erwiesen hat. Die Rindenstücke, die bündelweise gesammelt worden sind, werden während einer halben Stunde ins Wasser gelegt. Danach schabt man mit einem geeigneten Gerät (Messer oder Machete) die innere Schicht mit den gewonnenen Safttropfen ab. Nur dieses Material wird verwendet. Nach Zugabe von etwas Wasser wird das Material mit der Hand gut ausgedrückt. Die Flüssigkeit, die eine braunrote Färbung annimmt, wird gefiltert. Nun kann man sogar die übriggebliebenen Bastfasern entfernen. Nach einer weiteren Zugabe von Wasser in den Topf, in dem der Satz aufbewahrt wird, beginnt der Absud, während der Schaum abgeschöpft wird, langsam einzudicken. Am Schluss hat man ein melasseähnliches, zähes Produkt vor sich. Es darf nicht über dem Feuer — d.h. nicht schnell — sondern

nur an der Sonne getrocknet werden. Dieses Rohprodukt wird darauf in einem geeigneten Mörser zu Pulver zermahlen. Dieses Pulver wird aber noch mit der Asche der Rinde des wilden Kakaobaums, *Theobroma subincanum* Mart., gemischt. Die Mischung enthält gewöhnlich 50 % von beidem. Das Produkt ist nun fertig zubereitet, obwohl manchmal noch weitere Mischpulverzusätze genannt werden. Das fertige Schnupfpulver bewahrt man, gut geschützt gegen Feuchtigkeit, in speziellen Bambusabschnitten auf, manchmal auch in anderen Gefässen, wie etwa in gut verschlossenen Schneckengehäusen etc. Das Pulver wird mit Hilfe langer Rohre kräftig in die Nasenlöcher geblasen; dabei hilft ein Indianer dem anderen.

Prof. Holmstedt veröffentlichte 1965 die Analyse-Ergebnisse von Arbeiten mit *epéna*-Pulver, und weitere Mitteilungen darüber machten Holmstedt und Lindgren 1967 an einem Symposium in San Francisco. Die Arten, um die es hier hauptsächlich geht, sind die Alkaloide

5-Metoxyl-Dimethyltryptamin (5-MeO-DMT), Dimethyltryptamin (DMT) und Bufotenin.

Ich hatte die Genugtuung, schon 1965 solches Pulver für Analysen zu vermitteln und auch dieses Material für die Sammlung des Göteborger Ethnographischen Museums zu erhalten. Der Sammler, ein damals in Brasilien arbeitender Deutscher namens Georg J. Seitz, hat sich als Verfasser einiger Reiseschilderungen und Fachartikel und ebenso durch die Filmaufnahmen von Schnupfzeremonien bei den Waika Verdienste erworben. In der Arbeit, einem Ergebnis des Symposiums von San Francisco 1967, hat Seitz einen Abschnitt über die Wirkung der *epéna*-Droge verfasst. Da seine Beschreibung das oben Gesagte hinsichtlich der frühesten in Westindien angestellten Beobachtungen berührt, erlaube ich mir, das folgende zu zitieren: "After inhaling the two doses of

EPENA, the usual quantity of snuff powder at the beginning of the ceremony, the Indian continued for about two or three minutes in his cowered position. Then he stood up and walked swaying like a drunkard. On his way his walk became faster and steadier. His stare became fixed and he experienced a violent perspiration. In a few minutes his face and body were completely wet. Then his steps changed into a stamping that generally was adapted to a certain rhythm: three or four steps forward, one step on the same place. This "dance" the man accompanied with a recitative monotonous singing, which was relieved about every five to eight minutes by a terrible yell. During this yelling the man generally stopped his "dance", and turned himself with high lifted or spread arms to the mountainrange that elevates itself, steep in the sky, a few miles to the north of the villages. After about half an hour of stamping and singing and yelling an interval took place in most of the observed cases. The Indian stood some minutes with straddled legs, the upper part of his body bowed forward, nearly the position which we took as children for playing leap frog. After this interval, either the singing and stamping continued or the Indian — still singing and stamping — fetched from his hut some arrows, and continued dancing with these." (S. 329–331, Georg J. Seitz, "*Epéna The Intoxicating Snuff Powder of the Waika Indians and the Tucano Medicine Man, Agostino*". Ethnopharmacologic Search for Psychoactive Drugs: 315–338, Public Health Service Publ. No. 1645, Washington, D.C. 1967).

In einer Fussnote bemerkt Seitz zu der hier zitierten Beschreibung, dass der Ausruf des von der Droge Beeinflussten nicht an die *Häkula*-Geister gerichtet sei, sondern als Kraftdemonstration gegenüber einer Nachbargruppe gedeutet werden sollte, die einige Männer der anderen Gruppe getötet habe. Die Beobachtungen verschiedener Forscher bekräftigen jedoch, dass es

sich um eine Anrufung der *Häkula*-Geister handeln muss. Die *Häkula* (*häkura*) oder *hékula* sind übernatürliche Wesen, die auf den Bergen und in Wasserfällen wohnen; mit ihnen wünschen die Indianer in Verbindung zu treten.

Holmstedt und Lindgren haben in ihrer gemeinsamen, am Symposium von San Francisco vorgetragene Arbeit gezeigt, dass die *epéna*-Droge Dysmegalopsie mit sich führt, d.h. eine Störung im Erfassen der Grössenverhältnisse, die sich in Makropsie oder Mikropsie äussert. Diese Störungen, die bei toxischen Psychosen auftreten können und die bei Vergiftungen mit *Amanita muscaria* nachgewiesen worden sind, geben eine Erklärung dafür, dass nur die Männer *hékula*-Geister kennen, nicht aber die Frauen oder die Kinder, die ja auch keine Schnupfdrogen zu sich nehmen (*hékula* kommt von einem Wort für "Haupt" oder "etwas zuoberst auf der Spitze, auf dem Gipfel" und wird mit "Lebenskraft" übersetzt). Die Männer dürften sich mit den Riesendämonen identifizieren, von denen einmal — der indianischen Mythologie zufolge — die *hékula*-Kraft zu den Pflanzen und den Tieren als etwas Unzerstörbares gelangte.

Ein bemerkenswertes Zeugnis von psychischen und visuellen Störungen durch das Einnehmen von *epéna* haben wir hinsichtlich der Waika durch die Schilderung, die uns Helena Valero von ihrem 20jährigen Aufenthalt als Gefangene bei mehreren Gruppen von Yanomama-Indianern hinterlassen hat. Der Ethnologe Otto Zerries und Georg J. Seitz haben in ihren Arbeiten bereits das eigentümliche Schicksal erwähnt, das Helena Valero zuteil wurde, bevor es ihr gelang, zu den Ihren zurückzukehren und auf einer Missionsstation Aufnahme zu finden. Keiner jedoch hat es wie der italienische Biologe Ettore Biocca verstanden, uns ihre Kenntnisse über die Indianer, bei denen sie von 1937 bis 1957 unfreiwillig lebte, zugänglich zu machen.

Ettore Biocca, der 1944 eine erste Expedition ins obere Rio Negro-Gebiet durchführte, hörte damals Berichte, wonach sich Helena Valero auf der Indianermission am Taraquá, nahe beim Rio Uaupés, aufhalte. Das Mädchen, das einen spanisch-sprechenden venezolanischen Kolonisten zum Vater und eine Tukano-Indianerin zur Mutter hatte, soll während eines Überfalls einer Yanoáma-Gruppe geraubt worden sein. Zwanzig Jahre später wurde – ohne dass man es anfänglich gross beachtete – bekannt, dass die Geraubte in die Zivilisation zurückgekehrt sei. Es war ein Missionsarzt, Francesco Bigiaretti, der Biocca davon unterrichtete, und dieser konnte so mit Helena Valero in Verbindung treten und sie als unschätzbare Dolmetscherin und Kontaktperson zu verschiedenen Yanoáma-Gruppen auf einer zweiten grossen Expedition einsetzen. Die Resultate dieser Expedition sind in einer vierbändigen Arbeit, *Viaggi tra gli Indi*, 1965/66 in Rom erschienen. Zwei Bände davon behandeln die Yanoáma-Indianer; vieles von dem, was Helena Valero mitgeteilt hat, findet sich darin. Ettore Biocca hat der vergleichenden Forschung einen unschätzbaren Dienst erwiesen, indem er bei der Zusammenarbeit mit Helena Valero ihre ungekünstelte, aber detaillierte Schilderung der Gefangenschaft und ihres Lebens bei den Yanoáma auf Band aufnahm und dann auf italienisch veröffentlichte. Das Werk heisst *Yanoáma* und erschien 1965 in Bari. Es ist ein Erlebnis, dieses ganze Werk zu lesen. Obwohl es die Kenntnis eines 20jährigen Zusammenlebens mit den Indianern widerspiegelt, scheint es, von einigen Fachethnologen abgesehen, bisher kaum bekannt zu sein. Eine englische Übersetzung, *Yanoáma, The Story of a Woman abducted by Indians*, wurde in London 1969 veröffentlicht. Dr. Ettore Biocca hat auch in Bari, 1969, eine neue Arbeit, *Mondo Yanoáma*, herausgegeben.

Ich kann hier nicht im Detail auf Helena Valeros Schilderung eingehen, möchte aber

einige Einzelheiten aus dem Kapitel über die Verwendung von halluzinogenen Drogen erwähnen, weil sie für uns von grossem Interesse sind und ebenso von Helena Valeros vorzüglicher Beobachtungsgabe zeugen. Sie erzählt von den Keulenduellen, die die Männer austragen, "um ihre Wut zu stillen", und denen das Einblasen von Schnupfdrogen vorausgeht. Man lädt eine Nachbargruppe ein. Wenn diese Indianer eintreffen, werden verschiedene zeremonielle Riten wie Körperbemalung und Tänze aufgeführt. Der Häuptling ruft: "Lasst uns nun *epéna* nehmen, dann wollen wir miteinander sprechen." Besonders auch beim Warten auf die Gäste nimmt man *epéna* ein; aber auch bei Angst vor Geistern oder vor einer Jagd greift man zu *epéna*.

Helena Valero sagt an einer Stelle über die Männer: "Sie stritten, sie schlugen sich, ich weiss nicht warum, nur um Freunde zu sein und ruhiger zu werden, sagten sie."

Eine Form der Dysmegalopsie kann sich, wie erwähnt, auch als Mikropsie äussern. Dr. Napoleon A. Chagnon teilt in seiner Arbeit, *Yanomamö, The Fierce People*, (Case Studies in Cultural Anthropology, New York 1968) auch mit, dass die *hekura* als klein empfunden werden. Er schreibt vom *epéna*-Pulver, dass "the drug allegedly produces colored visions, especially around the periphery of the visual field, and permits the user to enter into contacts with his particular *hekura*, miniature demons that dwell under rock and on mountains." In einem an mich gerichteten Brief vom 28. April 1969 teilte Dr. Chagnon auch mit, dass seine Informanten die *hekura*-Geister als Miniaturwesen bezeichnet hätten. Es ist interessant, darauf hinzuweisen, dass das Mikropsie-Phänomen auch in Verbindung mit *Banisteriopsis*-Drogen auftritt.

Einige Einzelheiten der Schilderung des Drogeneffekts sind besonders bedeutsam. Ein Knabe, dem man Schnupfpulver einblies, be-

gann zu rufen, dass seine Mutter tot sei, obwohl sie ganz in seiner Nähe stand. Ein anderer rief: "Warum fliehst du, Papa?" — obwohl der Vater keine entsprechenden Absichten gezeigt hatte. Ein anderer junger Mann rief aus, der ganze Siedlungsplatz wirble herum und sein Vater gehe auf dem Kopf. Das erinnert uns sogleich an die Beschreibungen von Kolumbus' zweiter Reise in Westindien, die wir durch den Mönch Ramon Pane haben. Dort sahen die Indianer nach Einnahme der *cohoba*-Droge "die Häuser auf den Dächern stehen und die Leute mit den Füßen in der Luft gehen".

Das Makropsie-Phänomen wird in Helena Valeros Schilderungen ebenfalls beschrieben. So rief unter der Wirkung des *epéna*-Pulvers einer von den älteren Männern aus: "Ihr habt Riesengesichter und riesige Zähne."

Die *Yanoáma* verwenden *epéna* nicht nur als toxisches Mittel, sondern auch als Pfeilgift und, H. Valero zufolge, für die Behandlung einer *curuba* genannten Hautkrankheit. Sehr interessant ist H. Valeros Mitteilung, dass die Indianer Samen halluzinogener Pflanzen von weither importieren, wie denn auch viele andere Stämme zweifellos mit Drogen experimentieren. Die Erklärung dazu liefern der Botaniker Schultes in Cambridge und seine Schülerin, Dr. Siri von Reis Altschul, die auf das sonst recht rätselhafte Auftreten (in diesen Teilen Südamerikas) von *Anadenanthera peregrina* hinweisen. Aus den Samen dieser Pflanze bereiten die Indianer das sogenannte *paricá* oder *yopo*, das auch geschnupft wird.

Der Häuptling Fusiwe zeigte eines Tages seiner Frau Helena Valero voller Stolz seine Pflanzung, in der er das fremde *epéna*-Gewächs zog. Er trug einen kleinen Korb mit Samen und kommentierte seine Pflänzlinge mit den Worten: "Schau, dieses *epéna*, das ich pflanzte, ist gut gewachsen und hat schon Frucht getragen. Die Pflanzen sind noch klein, aber voll von Früchten." Ein Ausspruch, der deutlich das

lebendige Interesse des Indianers für die Produkte der Natur widerspiegelt.

Helena Valero erzählt, dass es Frauen und Kindern verboten war, die *epéna*-Ausrüstung zu berühren; wenn ein Mann aber seine Frau einen Schnupfbehälter holen liess, so durfte sie es tun. Eine Häuptlingstochter bereitete einmal mit Helena Valero zusammen *epéna* im geheimen zu. Sie schreibt über dieses Erlebnis: "Wir atmeten das Pulver kräftig durch die Nase ein. Es stieg mir sogleich zu Kopf. Für den, der es nicht gewöhnt ist, brennt es wie spanischer Pfeffer. Ich atmete es, wie ich glaube, viermal ein; dann setzte ich mich. Ich fühlte mich schlecht; mir war schwindlig. Wenn ich mich erhob, fühlten sich meine Füße sonderbar an." Die andere Frau nahm mehr von der Schnupfdroge als Helena Valero und inhalierte nicht direkt, sondern liess sich von einer anderen Frau das Pulver mittels einer Schnupfröhre einblasen. "Die ganze Hütte kreist", sagte sie dann. Das Schwindelgefühl dauerte bei beiden recht lange an. Helena Valero erprobte das *epéna*-Pulver nur dieses eine Mal. "Das war aus Baumrinde gewonnenes *epéna*, nicht das starke, das man aus Samen gewinnt."

Was den Versuch betrifft, zu erklären, wie die hier erwähnten Drogen von den Indianern verwendet werden, darf ich kurz erwähnen, dass Prof. Claude Lévi-Strauss in seiner Arbeit, *L'Origine des manières de table* (Paris 1968), zum Schluss kommt, dass das Kontaktbedürfnis mit den Tiergeistern bei der Verwendung der Drogen eine entscheidende Rolle spielt (er geht dabei von einem Mythenmotiv aus, das bei den Tukuna-Indianern in Brasilien vorkommt und in dem der grosse blaue Schmetterling *Morpho menelaus* besondere Bedeutung hat). Lévi-Strauss entdeckte auch, dass sich der Schmetterling als Ornament auf einem von mir publizierten Schnupfbrett der Maué findet, das im Museum für Völkerkunde in Wien aufbewahrt wird und von dem österreichischen Natur-

forscher Johann Natterer auf seiner Brasilienreise zwischen 1817 und 1836 gesammelt wurde. Lévi-Strauss analysiert das ganze Problem, indem er von dem genannten Morphoschmetterling der Tukunamythe ausgeht. Dieser Schmetterling spielt in den Mythen von und am Amazonas eine düstere und sonderbare Rolle; dennoch rettet er eine Frau aus einer beschwerlichen Lage – sie hat sich im Urwald verirrt – und bringt sie zu ihren Eltern nach Hause zurück. Was den sinistren Aspekt des Schmetterlings angeht, so ist darauf hinzuweisen, dass er sich auch in der Mythologie der Azteken und der Maya findet; er ist also wohl altindianisch. Der Schmetterling – der *papalotl* der Azteken – war, wie Wasser und Blumen, ein heiliges Symbol, und *Itzpapalotl*, der "Obsidianschmetterling" der Azteken, war eine dämonische Göttin, die voller Schönheit war, aber Todessymbole im Gesicht trug.

Dass der Gebrauch von Drogen auf indianischen Vorstellungen von der Notwendigkeit, mit der Geisterwelt Kontakt zu haben, beruht, ist an und für sich nichts Neues; mehrere Amerikanisten haben das betont. Nicht weniger ist die Rolle des Jaguars als mächtiger Dämon hervorgehoben worden. Ich selbst habe die Bedeutung dieser Einsichten und den Umstand betont, dass die Indianer behaupten, durch das Einnehmen der Drogen – Harmalin-Alkaloide, die aus *Ayahuasca*-Lianen (*Banisteriopsis caapi*) gewonnen werden – eine schärfere Sehfähigkeit zu erlangen und Einblick in die Geisterwelt zu bekommen. In diese Geisterwelt gelangen sie durch einen "Flug" (Flugempfindung) und treten darum mit verschiedenen Vogelattributen auf.

Schon in meiner Arbeit von 1965 (Etnologiska Studier, 28) konnte ich Hans Bechers Angaben aus *Die Surára und Pakidái, zwei Yanonámi-Stämme in Nordwestbrasilien* (Mitt. aus dem Museum für Völkerkunde in Hamburg, XXVI, Hamburg 1960) zitieren, dass diese

Indianergruppe *epéna* verwendet, d.h. ein *Virola*-Präparat, das zugleich das schwächste von drei verwendeten Pfeilgiften ist. Während der Alpha-Helix-Expedition von 1967 fanden Schultes und Holmstedt diese Angabe vollständig bestätigt. Der Schweizer Georges Salathé, der schon 1931 Göteborgs Ethnographischem Museum zu einer schönen kleinen ethnographischen Sammlung von den Karimé-Indianern verhalf, publizierte 1932 in der *Revista del Instituto de Etnología de la Universidad Nacional de Tucumán* den Aufsatz *Les Indiens Karimé* (pp. 297–316). (Der Karimé-Stamm gehört zur Yanoama-Gruppe und interessiert uns darum hier besonders). Salathé erwähnt dort ein *jakuana* genanntes Pfeilgift, das aus einer Baumrinde gewonnen wird. Schultes und Holmstedt konnten nun feststellen, dass die am Rio Tototobí lebenden Weika ein Wort haben, das sie *nyákwana* schreiben; ausserdem sahen sie auch, wie die Indianer dort aus dem Saft der *Virola theiodora* ein Pfeilgift bereiteten, noch obendrein vom selben Baum, von dessen herausickerndem Rindensaft die Indianer auch Schnupfpulver herstellten. Der Prozess des Bestreichens der Pfeile mit Pfeilgift wird von beiden Forschern genau beschrieben; sie weisen darauf hin, dass dieses Verfahren viel einfacher ist als die Curare-Herstellung. Als eine äusserst bedeutsame Beobachtung hinsichtlich des doppelten Gebrauchs des *Virola*-Absuds werte ich die Auskunft der beiden Verfasser über den Waika-Indianer, der kein Schnupfpulver mehr hatte und stattdessen frisch präparierte Pfeile nahm, den Belag abkratzte und diesen als Schnupfpulver benutzte, wobei sich offenbar dieselbe Wirkung wie beim eigentlichen Schnupfpulver einstellte.

Wie die Droge in der Blutbahn wirkt, ist noch nicht ermittelt worden. Als Möglichkeit wird erwähnt, dass das Präparat als eine "incapacitating substance" wirkt. In diesem Zusammenhang möchte ich meine Behauptung (Etno-

logiska Studier, 28) erwähnen, wonach wir aus Südamerika Auskünfte über Indianer haben, die ihren Hunden halluzinogene Pulver gegeben haben, um sie zu erheitern. Das Phänomen ist durch Farabee 1922 bekannt geworden, der es von den Piro der peruanischen Montañaregion berichtet. Ähnliches berichtet auch der Naturforscher Richard Spruce 1874; er sagt von den Jägern des Catawishi-Stammes am Rio Purús, dass sie "a small injection of paricá" einnahmen, bevor sie sich auf die Jagd begaben; gleichzeitig gaben sie den Hunden eine Dosis "to clear their vision and render them more alert".

In der chemischen Arbeit von Agurell, Holmstedt, Lindgren und Schultes (1969:908) wird darauf hingewiesen, dass das nur aus einem Rindenauszug von *Virola theiodora* zubereitete *nyákwana* nicht weniger als 11 % Alkaloide enthält und dass "this very high alkaloid content of »Nyakwana« may explain why the resin of *Virola theiodora* besides being used for snuff preparation also is used as an arrow poison".

Wenn wir nun zu archäologischen Erscheinungen übergehen, so haben wir allem Anschein nach Anlass genug, eine klare Verbindung anzunehmen zwischen dem Vorkommen zeremonieller Schnupfgeräte, wie Brett und Rohre, z.B. in Amazonien, einerseits, unter dem Vorkommen fast identischer archäologischer Funde in den Trockengebieten Nordwest-Argentiniens und Nord-Chiles andererseits. Das bisher älteste bekannte Schnupfbrett Südamerikas ist aus Wal-fischknochen (Walbein) hergestellt und seiner Form nach rechteckig. Es wurde zusammen mit einem Schnupfrohr, in Huaca Prieta, an der Mündung des Chicama-Flusses, d.h. an der Nordküste Perus, gefunden (Grabung und Veröffentlichung durch Junius B. Bird). Ein anderes Schnupfbrett, ebenfalls aus Walbein, und ein zugehöriges Rohr, stammen aus dem Fundort Asia, 110 km südlich von Lima, (Grabung und Veröffentlichung durch Frédéric Engel).

Diese beiden Funde konnten zeitlich bestimmt und auf rund 1200 v.Ch. angesetzt werden. Mit dem zuletzt erwähnten Fund zusammen wurde ein Beutel entdeckt, der ein graues Pulver enthielt; man muss annehmen, dass es ein Schnupfmittel war. Zu meiner grossen Besorgnis konnte ich im August 1970 den Beutel mit dem Pulver im Museo Nacional de Antropología y Arqueología in (Pueblo Libre) Lima nicht finden, auch nicht alle die anderen Gegenstände des betreffenden Grabes. Hingegen gelang es mir, kleinste Mengen des mit Schnupfbrett und Rohr assoziierten Pulvers, das aus den präkolumbischen Gräbern Nordchiles stammt, zu erhalten. Dieses Material wurde sofort Prof. Holmstedt vom Karolinischen Institut zur Analyse übergeben, doch leider sind die Resultate bisher negativ gewesen. Es handelt sich um einen präkolumbischen Bodenfund, und das Pulver scheint so flüchtig zu sein, dass konventionelle Untersuchungsmethoden keine Resultate ergeben konnten. Dieser Fall, der durch die allzu geringen Mengen unglücklicherweise kompliziert wird, zeigt, wie notwendig es war, dass die Chemiker Dr. Björn Lünig und Dr. Eskil Hultin mit dem Verfasser zusammen Ratschläge für Sammler solchen Materials ausgearbeitet haben. Diese Ratschläge sind im Jahresbericht für 1967–68 des Ethnographischen Museums in Göteborg erschienen, und zwar in einem Nachtrag zu einem Artikel des Archäologen Dr. Lautaro Nuñez A. über einen Fund von Patillos (Provinz Tarapaca, Nord-Chile). Es war z.B. notwendig, darauf hinzuweisen, dass die einzigen Materialien, die die Analyse nicht beeinflussen, Kork und Glas sind. Man muss, mit anderen Worten, äusserst vorsichtig sein, damit das gefundene Pulver, das möglicherweise den Charakter einer halluzinogenen Schnupf-droge hat, nicht verunreinigt bzw. verändert wird. Man darf z.B. solches Pulver nicht mit den Händen berühren, wenn man zuvor Waschmittel, Mückenöl oder andere Insektenmittel be-

rührt hat. Auch das Lagern in Museen bei Verwendung verschiedener Konservierungsmittel ist für eine Analyse schädlich; auch gilt es, den Fund vor Feuchtigkeit zu schützen.

Wenn man altes Material, so etwa brasilianisches, zu diesen Studien sucht, muss man reine Detektivarbeit verrichten und steht vielleicht doch ohne ein greifbares Resultat da. Ich möchte von einem Beispiel berichten, und ich könnte das ganze den "Fall von 1786" nennen, um auf die Titel anzuspielden, die Detektivromane zu führen pflegen. In jenem Jahr, genauer am 13. Februar, schickte nämlich der in Bahia 1756 geborene berühmte brasilianische Naturforscher Alexander Rodrigues Ferreira, der seine wissenschaftliche Ausbildung in Portugal erhalten hatte und vom Königshof in Lissabon auf eine sogenannte philosophische Expedition nach Brasilien entsandt worden war, von dem am Rio Negro gelegenen Barcellos aus eine "Schachtel Nr. 7" nach Lissabon und wohl an die Majestät selbst, jedenfalls aber ans Ajuda-Museum. Die Schachtel enthielt Schnupfinstrumente und dergleichen, die die Eingeborenen, in diesem Fall der Maué-Stamm, für den Gebrauch von *paricá* benützten (*paricá* ist eines der in Brasilien für Schnupfdrugs gebräuchlichen Wörter). Ferreira verfasste auch einen ausführlichen Bericht über Drogengebrauch bei den Maué. Dieses Manuskript wurde später wieder nach Brasilien gebracht und befindet sich jetzt mit anderen Manuskripten Ferreras zusammen in der Biblioteca Nacional in Rio de Janeiro. Ferreras Beitrag ist die früheste bekannte ausführliche Schilderung eines bestimmten in Brasilien gefeierten Festes, bei dem Schnupfdrugs inhaliert wurden. Sie erwähnt die verschiedenen Objekte, das Rohmaterial des Pulvers, beschreibt ein Schnupfbrett und ein Doppelrohr zum Inhalieren des auf dem Brett befindlichen Pulvers und vermittelt schliesslich auch die sozialen Zusammenhänge. Es ging dabei um ein zeremonielles Trinkgelage, zu dem

u.a. gehörte, dass die Männer einander in grausamster Weise peitschten, um einen Komplex von Geschehnissen, den man am Amazonas unter dem Namen *yurupari* kennt (ein Fest zu Ehren der Vegetationsdämonen). In dem Bericht findet sich auch das Bild eines Indianers, dem ein anderer mittels einer langen Röhre Schnupfpulver in die Nase bläst (Abb. 1). Das Bild gehört zu den Zeichnungen, die ein an der Expedition teilnehmender Zeichner anfertigte. Man sieht auf diesem Bild auch ein eigenartliches Schnupfbrett mit *drei* Handgriffen, einen Typus, der aus Amazonien verschwunden ist, aber mehrere archäologische Gegenstände in den Trockengebieten Nordwest-Argentinien und Nord-Chiles hat (Abb. 2).

Ferreira schrieb ausführlich an Ihre Majestät in Portugal, Maria I., und erzählte in einem Brief vom 30. März 1786 von der Einschiffung; diesen Brief spürte ich 1968 im Museu Bocage in Lissabon auf, d.h. im dortigen Naturhistorischen Museum, dem Nachfolger des durch das Erdbeben von 1755 zerstörten Ajuda-Museums. Ich fand auch ein Dokument, das zeigt, dass Ferreira am 14. Dezember 1786 Gegenstände der als notorische "Schnupfer" bekannten Mura-Indianer abgeschickt hatte. In einem späteren Dokument von 1787 wird auch erzählt, dass er drei Schachteln mit *tabaco-parica* gesandt hatte, d.h. ein Pulver, das trotz seines Namens nicht Tabak enthalten haben muss, weil das Wort *tabaco* in Brasilien auch für Schnupfdrugs verwendet wird, die andere Rohmaterialien als Tabak enthalten. Weiter sandte er auch zwei Rohre für diese Droge. Leider scheint nun von diesem Material an keinem denkbaren bekannten Ort Portugals irgend etwas vorhanden zu sein. Möglicherweise war u.a. ein Teil dieses Materials als Portugals Beitrag 1892 an der 400-Jahrfeier der Entdeckung Amerikas in Madrid ausgestellt. Nach portugiesischen Auskünften scheint es in diesem Fall nicht zurückgekommen zu sein, und in

Spanien hat man keine Ahnung von dem Material. Unter Napoleon, genauer im Jahr 1808, wurde das Naturhistorische Museum in Lissabon von den Franzosen geplündert; der Leiter des Ajuda-Museums musste eine Menge naturhistorischen Materials und so gut wie wohl alle von Ferreira gesammelten Tiere herausgeben, um sie an französische Museen zu senden. Von diesen Dingen finden sich zwar Listen, aber darin figuriert nichts, was zu Schnupfdrugs gehört. So ist das Rätsel hinsichtlich der Existenz dieser Gegenstände bis auf weiteres ungelöst. Aber es wäre für mich von ganz besonderem Interesse, dieses Material zu erhalten. Der Grund meiner wissenschaftlichen Neugierde liegt in diesem Fall darin, dass das Schnupfrohr, das man auf einer der Zeichnungen der Ferreira-Expedition sieht, einen besonderen Behälter am Schaft zu haben scheint. Das Gezeichnete ist auch in meinem Aufsatz des Jahresberichts 1963–66 des Ethnographischen Museums Göteborg wiedergegeben; übrigens damals mit der Annahme, dass es sich um eine Fehlzeichnung handle, d.h. um ein Missverständnis des Faktums, dass der lange Typus der Blaströhre bei gewissen Stämmen in eine Nuss endigt (oft in Form eines Vogelkopfes). Solche Enden schliessen dicht an die Nasenöffnung an und verbessern so beim Einblasen des Präparats durch einen Helfer die Wirkung.

Inzwischen liegen Literaturstellen vor, die mich nun an der Behauptung, es handle sich um eine falsche Zeichnung, zweifeln lassen. Im Oktober 1916 sprach der Indianerfreund General Candido Mariano da Silva Rondon in der Deputiertenkammer in Rio de Janeiro über den später ausgestorbenen Tupi-Stamm Kepkiriwat, der an den südlichen Quellflüssen des Rio Machado, einem Nebenfluss des Rio Guaporé, lebte, also in einem Gebiet, in dem die langen Schnupfrohre mit vogelköpfigen Enden vorkommen. Rondon erwähnte indessen in seiner

Rede, nachdem er den Stamm selbst besucht hatte, dass die Kepkiriwat das Schnupfpulver durch eine aus Pfeilrohr gebildete Schnupfröhre einnehmen, die an einem Ende einen Kokosnussbehälter aufweist. Dieser Behälter wurde mit Tabakpulver gefüllt, in diesem Fall eine adäquate Benennung, weil bei mehreren Stämmen (so auch in diesem Gebiet) auch Tabakpulver eingeblasen wird.

Seither hat die Auskunft über einen besonderen Behälter am Schnupfrohr und die Zeichnung in Ferrerias Material eine Stütze in dem Katalog erhalten, den A.C. Teixeira de Aragão zu den Gegenständen verfasste, die Portugal 1892 an die Madrider Ausstellung gesandt hatte. Mehrere Schnupfröhren sind im Katalog erwähnt, darunter eine, die vom Katalogverfasser offensichtlich untersucht wurde; ihre Beschreibung, die Interesse verdient, stimmt mit Ferrerias Zeichnung gut überein. Die Länge der Rohre wird mit 73 cm angegeben, und es ist die Rede von einem mit Pech befestigten "pyramidenförmigen" Behälter. Das Schnupfpulver dieses Geräts wird als *paricá* bezeichnet, und der Stamm, der es gebrauchte, soll derjenige der einst so gefürchteten Mura-Indianer des Rio Madeira gewesen sein. Von diesem Stamm haben wir Beschreibungen der Verwendung eines halluzinogenen Pulvers (*paricá*), einmal durch Ribeiro de Sampaio, der 1774–75 im Amazonasgebiet reiste, und dann durch Carl Friedrich von Martius 1867. Sampaio erwähnt ausdrücklich, dass zwei Indianer einander beim Einblasen des Pulvers behilflich waren. Eine ausführliche Dokumentation zu den Auskünften über die besondern Behälter an solchen Schnupfrohren wird in meiner Arbeit über die Verhandlungen des Symposions in Cambridge, Mass. 1968, gegeben werden. Hier habe ich vor allem darauf hinweisen wollen, dass bei Untersuchungen dieser Art auch die Suche nach (historischen) Dokumenten eine wichtige Rolle spielt.

Ohne Zweifel haben die ernsteren Studien des letzten Jahrzehnts über das Vorkommen und die Verwendung psychotomimetischer Mittel bei amerikanischen Indianern das Interesse auch bei anderen Ethnographen gesteigert. So ist Dr. Peter T. Furst am Lateinamerikanischen Zentrum in Los Angeles auf das Thema, soweit es die Olmeken betrifft, in seinem Aufsatz *The Olmec Were-Jaguar Motif in the Light of Ethnographic Reality* an der Dumbarton Oaks-Konferenz von 1967 über die Olmeken eingegangen. Er nimmt mit dem Hinweis auf den spekulativen Charakter die Frage auf, ob die Olmeken Schnupfdrogen oder eine andere Form narkotischer Stoffe (Narkotika) verwendet haben. Ich war an der Frage soweit (?) interessiert – ebenso in rein spekulativer Hinsicht, – dass ich mich mit Dr. Richard Evans Schultes in Verbindung setzte, um Klarheit über die jetzige Kenntnis der Fachbotaniker zu erhalten, die das Vorkommen der in diesem Zusammenhang interessierenden Gewächse der mexikanischen Golfküstenregion betrifft. In einem Brief vom 21. Februar 1969 antwortete Schultes folgendermassen: "We are finding so many plants with tryptamines – the active principle of many of the snuffs of South America – that it is very possible that in the Mexican Gulf Coast area the Indians could have found a plant which, prepared in the form of a snuff, could intoxicate as does the snuff of the Waikas. One of these is *Psychotria*, a species of which in South America has now been found to have n-N-dimethyltryptamine. *Psychotria* occurs up as far as Vera Cruz and it is possible that other species have this principle. Furthermore, Holmstedt believes that he has found this same chemical in our species of *Justicia* which is added to *Virola* snuff by the Waikas. Other species of *Justicia* occur as far north as Vera Cruz and may possibly, also have this chemical constituent."

Wenn man den Makropsie-Effekt, den man bei gewissen von den Waika-Indianern Nord-

West-Brasiliens verwendeten Pflanzen feststellt, auch bei *Psychotria*- oder *Justicia*-Arten, die man im alten Olmeken-Gebiet gefunden hat, konstatieren könnte, würde man unweigerlich an die gigantischen Steinköpfe von San Lorenzo, Veracruz, denken. Diese Köpfe könnten als künstlerischer Ausdruck der Sehstörungen aufgefasst werden, die die Waika anscheinend haben, wenn sie die Mitagierenden der Schnupfseancen als Wesen mit enorm grossen Gesichtern sehen. Man kann sich überhaupt fragen, ob nicht der Gebrauch von Narkotika – wie z.B. der im mexikanischen Kulturgebiet verwendeten Typen – die indianische Kunst beeinflusst habe. Diese Frage ist von mehreren Autoren mit dem Hinweis u.a. auf ekstatische Tänze bejaht worden; "narkotische Visionen" könnten auch verzerrte und ekstatische Stellungen in der Figurendarstellung erklären. Samuel Martí und Gertrude Prokosch Kurath haben in ihrer Arbeit *Dances of Anáhuac* (Chicago 1964) auf Seite 106, Fig. 59, einen Codex abgebildet, der nackte Männerfiguren in verzerrten Stellungen wiedergibt, ausserdem eine Gestalt, die auf dem Kopf steht. Man denkt hier unwillkürlich an den *epéna*-Effekt bei den Waika und an den gleichwirkenden Effekt der *cohóba*-Droge, die bei den aruakischen Taino Westindiens in Gebrauch war. Auf dem Kopf stehende Figuren, die oft Lachen und Flügel haben (Vogelmenschen) finden sich z.B. auf den Textilien von Paracas Necropolis. Diese Figuren tragen ähnlich wie die ebenfalls mit Flügeln versehenen Figuren auf dem monolithischen Sonnentor in Tiahuanaco Stäbe in Händen und ausserdem Pflanzen. Da Paracas Necropolis und das frühe klassische Tiahuanaco fast gleichzeitige Kulturen zu sein scheinen, und wir auch wissen, dass Schnupfdrogen in den peruanischen Küstenkulturen schon früh, aber auch in späteren Perioden – wie etwa in Tiahuanaco – verwendet wurden, dürfen wir vielleicht die Möglichkeit nicht völlig ausschliessen, dass die Drogen auch

einen Teil der Bilddarstellungen vom oben angedeuteten Charakter beeinflusst haben. Ganz naturalistische Vogelsymbolismen und Identifizierung mit Vögeln können auch heute noch bei südamerikanischen Stämmen beobachtet werden, die eben auch Schnupfdrogen gebrauchen.

In diesem Zusammenhang bin ich absichtlich nicht auf die verschiedenen Formen der Schnupfbretter, Schnupfrohre usw. der südamerikanischen Indianer eingegangen, da sich all dies schon in detaillierter Form in meiner in den *Etnologiska Studier* 28, Göteborg 1965, erschienen Arbeit findet und ebenso in meiner Spezialstudie *Anthropological Survey of the Use of South American Snuffs*, die auf dem Symposium *Ethnopharmacologic Search for Psychoactive Drugs*, San Francisco 1967, vorgelesen wurde. Ich bin auch nicht auf die eventuelle Verwendung von Schnupfröhren ausserhalb Amerikas eingegangen, da sie, wie man annehmen darf, autochthon ist. Es ist aber interessant darauf hinzuweisen, dass in Thailand kleine, wie es scheint, U-förmige, moderne Metallröhren für das Einnehmen von Schnupfdrogen vorkommen. Diese Drogen bestehen, nach Ninart Chinachoti und Prasan Tangchai im Aufsatz *Pulmonary Alveolar Microlithiasis Associated with the Inhalation of Snuff in Thailand* (in *Diseases of the Chest*, vol. 32, Nr. 1, 1957, pp. 687–689), aus "roughly 50 % dry tobacco and 50 % oriental gum, with a small part of cuttlebone added". *Oriental gum* erhält man durch das Erhitzen weisser Erde bei hohen Temperaturen in einem Ofen. Dieser Stoff, der u.a. reich an Kalziumphosphaten ist, wird nach den genannten Autoren mit Wasser zu einer Paste geformt und mit Tabak vermischt. Eine dünne Schicht des ganzen wird an der Sonne getrocknet und zu Pulver gemahlen. Die Röhren werden so verwendet, dass 'one end of the tube is inserted into the nostril and the other end into the mouth. A

blast of air from the mouth disperses the powder into the nasal cavity from where it is inspired suddenly, similar to tobacco smoke".

Wir besitzen im Museum für Völkerkunde zu Göteborg ein Paar solcher Tuben zusammen mit den kommerziellen Paketen, bestehend aus Schnupfdroge, ungebranntem Kalk (*quicklime*) und einem Parfumzusatz³ (Abb. 3). Ob die Art, mit U-förmigen Röhren zu schnupfen, in Südost-Asien schon lange bekannt war, ist etwas, worüber ich keine Klarheit erlangen konnte. Gordon R. Willey hat aber in seiner grossen Arbeit *An introduction to American Archaeology*, Vol. I, S. 22 (Englewood Cliffs, N.J. 1966) "the chewing of lime or ashes with some kind of a narcotic" zu den wirklich alten Kulturelementen gezählt und er meint, sie seien "possibly survivals of a Palaeolithic heritage", die in diesem Fall in Asien und in Amerika vorkommen. Mir schien es interessant, des Vergleichs wegen, zum Schluss auf diesen Umstand hinzuweisen.

Anmerkungen

- 1 Die Arbeit trug S. Henry Wassén in gekürzter Fassung am 20. Oktober 1970 auf Einladung des Museums für Völkerkunde und der geographisch-ethnographischen Gesellschaft in Basel im Museum für Völkerkunde vor. Die Übersetzung aus dem Schwedischen besorgten Mona und Gerhard Baer, Basel. (Anm. d. Red.)
- 2 Phase C der Expedition unter Benützung des Laboratoriumsfahrzeugs Alpha Helix von S. Cripps' ozeanographischem Institut in Kalifornien in Teilen des Amazonassystems, 1967.
- 3 Samml. 1964. 25.97–102 aus Nakhon Phanom, Thailand.

Abbildungen

- 1 Ethnographische Objekte auf einer der Illustrationen von Ferréiras Manuskript in der Nationalbibliothek von Rio de Janeiro. Unterhalb des linken Kopfes ist das auf Abb. 2 gezeigte Schnupfbrett zu sehen.
- 2 Schnupfbrett (Zeichnung), siehe Abb. 1.
- 3 Schnupfrohre aus Metall (5,5 cm und 6,5 cm) und Paketchen mit Schnupfingredienzien (6–7,5 cm) aus Nakhon Phanom, Thailand; gesammelt von K.G. Izikowitz. Heute im Besitz des Etnografiska Museum in Göteborg. (Inv. Nos. 64.25.97–102).





